

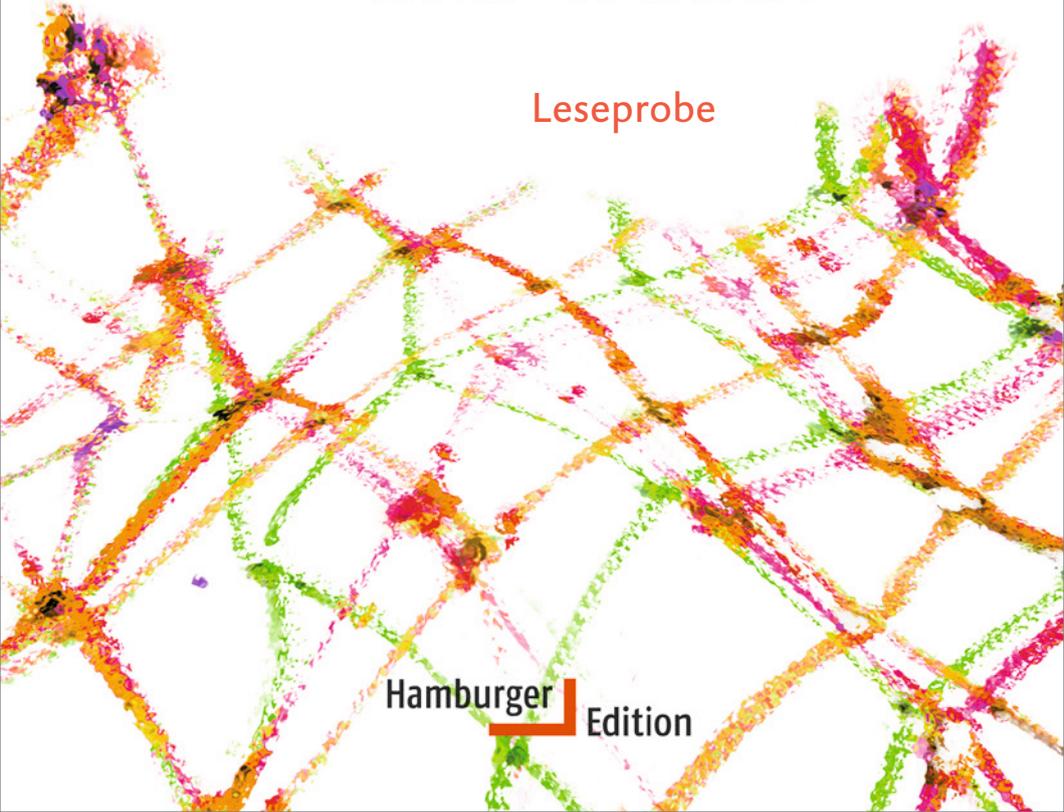
Andrew Abbott

Prozessuales Denken

Reflexionen
über Marx
und Weber

Leseprobe

Hamburger
Edition

An abstract graphic at the bottom of the page consists of numerous overlapping, hand-drawn lines in various colors including orange, green, pink, and purple. These lines form a complex, interconnected network or web-like structure that fills the lower half of the cover.

Andrew Abbott

Prozessuales Denken

Reflexionen über
Marx und Weber

Aus dem Englischen
von Michael Adrian

Leseprobe

Hamburger Edition

I Einleitung

Das Jahr 2018 bescherte den Leserinnen und Lesern der klassischen Sozialwissenschaft zwei wichtige Jubiläen. Das eine war der Geburtstag von Karl Marx am 5. Mai 1818, der sich zum zweihundertsten Mal jährte. Das andere war die Hundertjahrfeier von Max Webers zwei Vorträgen über Wissenschaft und Politik als Beruf, die, wollte man ihre Termine mitteln, am 18. Juni 1918 gehalten worden wären. Derartige Gelegenheiten bieten natürlich Anlass zu neuen Überlegungen und Bewertungen, aber auch zu Reaktionen und Antworten. Vor allem uns Theoretikerinnen und Theoretiker erinnern solche Jubiläen an unsere Pflicht, die großen Fragen des gesellschaftlichen Lebens anzuschneiden und dies im Licht der Einsichten unserer Vorgänger zu tun.

Allerdings fallen solche Jahrestage natürlich auf zufällige Momente in unserer eigenen intellektuellen Arbeit. Wenn man sich auf den einen oder anderen von ihnen einlässt, dann um die Hilfe der Klassiker bei einem Problem zu suchen, mit dem man selbst unmittelbar zu tun hat. Dabei geht es weniger darum, diese oder jene Begrifflichkeit oder Argumentation zu entlehnen. Eher sucht man nach der schieren Energie, die von der erneuten Auseinandersetzung mit einem klassischen Text ausgeht – einer Energie, die einem vielleicht helfen wird, eine Schwachstelle im

eigenen Denken zu beheben. So ist es jedenfalls bei mir. Die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich mit einer unübersehbaren Schwierigkeit in meinem langfristigen Projekt, eine formalprozessuale Analyse des sozialen Lebens zu entwickeln.

Man versteht diese Schwierigkeit am besten, wenn man die Ursprünge des Projekts kennt. Mein Interesse an Prozessualität erwuchs aus der empirischen Arbeit, mit der ich mich am Anfang meiner Laufbahn beschäftigte. Diese Arbeit spaltete sich nach und nach in zwei separate – und gegensätzliche – Komplexe auf. Auf der einen Seite faszinierten mich die Muster in den Sequenzen sozialer Ereignisse, etwa die Muster der Professionalisierung, aber auch anderer allgemeiner sozialer Entwicklungen. Meine Suche nach Möglichkeiten, solche Muster aufzuspüren, führte mich zu Seriationsmethoden und rechnergestützten Sequenzalgorithmen, die ich auf berufliche Werdegänge, die Geschichte von Berufen und diverse andere typische Abfolgen sozialer Ereignisse anwandte. Auf diesem ersten Arbeitsgebiet formalisierte ich narrative Kausalität im Zeitverlauf.

Auf der anderen Seite entwickelte ich ein ebenso großes Interesse an der interprofessionellen Konkurrenz, die mir aus ethnografischen Krankenhausstudien und aus Archivrecherchen zu Berufen entgegenschlug. Die professionelle Arbeitsteilung entwickelte sich allem Anschein nach nicht über funktionale Differenzierung, sondern über die Konkurrenz zwischen den Berufen und sogar zwischen einzelnen Expertinnen und Experten. In diesem fortwährenden Kampf um Arbeitsfelder prägten sich die Berufe gegenseitig. Auf diesem zweiten Arbeitsgebiet bemühte ich mich folglich um eine Formalisierung der ökologischen Determination in der Gegenwart.

In einem Forschungsansatz unterstellte – und zeigte – ich also, dass sich die Geschichte in kontinuierlichen Entwicklungsverläufen vollzog: in regelmäßigen Mustern, aus denen sich gleichsam die Entfaltung eines inneren Programms heraus-

lesen lies. In meiner anderen Forschungsrichtung unterstellte und zeigte ich das genaue Gegenteil: dass sich Geschichte über die gegenwärtigen Ursachen vollzog, durch die jeder Berufsstand seine Nachbardisziplinen formte, einschränkte und unter Druck setzte. Gewiss, meine beiden Versionen der Welt betrafen verschiedene Aspekte der Berufe – ihre Struktur im einen Fall und ihre Arbeit im anderen. Trotzdem blieben die beiden Paradigmen unvereinbar.

Allgemeiner betrachtet entsprangen meine beiden Paradigmen zwei verschiedenen Weisen, über die soziale Welt nachzudenken. In einem Ansatz wurde die soziale Welt von großen, immanenten historischen Kräften geprägt, die aus der Vergangenheit nach der Gegenwart griffen und sie bestimmten. Dies war natürlich die Welt des Professionalisierungsbegriffs, grundsätzlich jedoch die des Historizismus und, für meine Generation, vor allem die von Karl Marx. In der anderen Denkweise wurde das gesellschaftliche Leben von unmittelbar gegenwärtigen Ursachen geprägt – mikroökonomischen Gesetzen, Konflikten zwischen Organisationen und dergleichen. Dies war die Welt der soziologischen Verursachung in Querschnittsanalysen und der Mikroökonomik. Sicherlich schien man diese beiden Welten willkürlich miteinander versöhnen zu können, sei es, dass man ihre Anwendungsbereiche unterschied – wie ich es im vorangegangenen Absatz mit »Struktur« und »Arbeit« getan habe –, sei es, dass man sie in die Rangfolge »prädisponierender« und »wirkender« Ursachen brachte – wie es Denker im 19. Jahrhundert gerne taten. Tatsächlich aber handelte es sich um grundlegend verschiedene Ansätze dafür, ein Bild von der sozialen Realität zu gewinnen.

Diese konträren Herangehensweisen erinnern an die zentrale Problematik des älteren *Methodenstreits**, jener gro-

* [im Original auf Deutsch]

ßen Auseinandersetzung über Methodenfragen zwischen Wirtschaftswissenschaftlern im deutschen Sprachraum gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Carl Menger ging davon aus, dass sich transzendente ökonomische Gesetze finden lassen würden, die überall und unbegrenzt Gültigkeit beanspruchen könnten. Diese Gesetze bestimmten somit das wirtschaftliche Handeln zu jedem beliebigen gegenwärtigen Moment. Für Gustav Schmoller und seine Unterstützer aus der Historischen Schule der Nationalökonomie hingegen gab es solche Regeln nicht und konnte es sie auch nicht geben. Jede Gegenwart war anders und durch ihre je andere Vergangenheit geprägt. Wilhelm Windelbands berühmte Zusammenfassung dieser Debatte brachte sie auf den Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und dem Einmaligen, dem »Nomothetischen« (Gesetzmäßigen) und dem »Idiografischen« (Einzelnes-Beschreibenden). Damit wurde der Methodenstreit vornehmlich in einen Streit über das Verhältnis zwischen dem Abstrakten und dem Konkreten, zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen überführt.

Es gibt allerdings zwei Probleme mit dieser Umformulierung der konträren Paradigmen. Erstens entschlüsselte die Menger'sche »gesetzmäßige« Schule letzten Endes den vertrauten Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen als den Gegensatz zwischen Durchschnittswerten und Abweichungen von Durchschnittswerten. Damit glaubte sie, der Schmoller'schen Argumentation erfolgreich Rechnung getragen zu haben. Diese Durchschnittswerte bezogen sich aber auf variable *Eigenschaften* von Individuen, nicht auf die Individuen selbst. Und es gibt zahlreiche Gründe für die Annahme, dass sich die Vorstellung von Mittelwerten und Variationen nicht gut auf menschliche Lebewesen oder soziale Gebilde anwenden lässt, die über ihre eigene besondere Form von »individueller« Universalität verfügen, wie Windelband ja auch argumentiert. Tatsächlich ist also die vermeintliche Erkenntnis des Verhältnis-

ses von Allgemeinem und Besonderem durch die »gesetzmäßige« Schule eine Fehleinschätzung Windelbands; diese »Erkenntnis« geht mit etwas völlig anderem einher.

Der wichtigere Punkt aber ist, dass Windelbands Version der Debatte einen entscheidenden Aspekt des Unterschieds zwischen Menger und Schmoller außer Betracht lässt. Sie verliert die unterschiedlichen Herangehensweisen an die *Temporalität* bzw. *Zeitlichkeit* durch beide Seiten der Debatte aus dem Blick, die in meinen Augen mit dem Gegensatz *idiografisch* versus *nomothetisch* nur ungenau beschrieben sind und besser als *historizistisch* versus *präsentistisch* charakterisiert würden. Das heißt, sie unterscheiden sich weniger in Begriffen ihres Universalismus als in ihren Konzeptionen der zeitlichen Natur sozialer Kausalität.

Das Argument für diese Neuinterpretation des Streits beinhaltet aber einige komplexe logische Schritte. Es geht von der Annahme aus, dass das Projekt der Sozialwissenschaft darin besteht, gewisse allgemeingültige Aussagen über das soziale Leben zu treffen. Die Grundregeln des sozialen Lebens scheinen jedoch offensichtlich zeit- und raumabhängig zu variieren. Wir haben also wohl zwei Alternativen. Erstens können wir eine Reihe unveränderlicher sozialer Regeln voraussetzen. Dann können wir aber keine Veränderungen mehr erklären, die über Abweichungen eines Durchschnittswerts (also die Art nebensächlicher Veränderungen, die von den angenommenen unveränderlichen Regeln automatisch angestoßen werden) oder Abweichungen eines vorprogrammierten Veränderungsmusters hinausgingen – heißen diese Muster nun »Fortschritt« oder »Revolution«, wie von Spencer und Marx im 19. Jahrhundert, oder »Modernisierung«, wie von so vielen Beobachterinnen und Beobachtern Mitte des 20. Jahrhunderts angenommen. Dieser negative Befund ergibt sich daraus, dass kein Bündel von Regeln an sich einen grundlegenden Wandel erklären kann; ein

feststehendes Regelwerk kann einen grundlegenden Wandel (eine Veränderung seiner selbst) nur durch einen zufälligen Zusammenbruch oder Ausfall hervorbringen. Da dem so ist, müssen wir irgendeine Form von *historischer* Determiniertheit anerkennen, das heißt ein Argument, welches die grundlegenden Veränderungen im Regelbündel erklärt, wenn wir auch nur die geringste Aussicht haben wollen, wesentliche Veränderungen in den Mustern der sozialen Verursachung erklären oder tatsächlich auch nur begrifflich erfassen zu können.

Dieser Schmoller'sche Weg hat aber seine eigenen Probleme. Nehmen wir an, wir akzeptieren von vornherein die zeit- und raumabhängige Variabilität der grundlegenden sozialen Regeln. Dann fehlt uns jede Grundlage für irgendeine Verallgemeinerung größeren Maßstabs. Für begrenzte Zeiträume funktioniert das Menger-Programm im Hinblick auf einen Großteil der sozialen Welt jedoch offensichtlich sehr gut. Wir können vieles dadurch vorhersagen, dass wir zu einem x -beliebigen Zeitpunkt stabile grundlegende Regeln sozialer Kausalität voraussetzen und eine solche Stabilität für den natürlichen Zustand der sozialen Ordnung halten. Das war Mengers Strategie, und sie ist kurzfristig auch enorm erfolgreich. Erst auf lange Sicht scheitert diese Strategie, weil sie, wie ich gerade ausgeführt habe, keine Erklärung dafür bietet, warum das allgemeine Muster stabiler sozialer Kausalverhältnisse einer Epoche durch das ganz andere Muster stabiler sozialer Kausalität einer anderen Epoche abgelöst wird. Dieses unvermeidliche Scheitern der Menger'schen Strategie führt dazu, dass sie entweder reine Ad-hoc-Erklärungen eines grundlegenden Wandels anbietet (wie eine »Periodisierung«) oder ihre allgemeinen Regeln so weit dehnt, bis sie trivial werden, wie etwa im Fall der allgemeinen Regel »Die Menschen tun etwas, weil sie es tun wollen«. Die historizistische Strategie hat freilich ein ähnliches Ad-hoc-Problem. Die Notwendigkeit, die *kurzfristigen* Vorhersa-

gen des Historizismus zu verbessern, führt zu willkürlichen Ad-hoc-Präzisierungen, wie etwa bei den Versuchen marxistischer Theoretiker, die ziemlich regelmäßigen – für sie aber verwirrend kurzfristigen – Schwankungen des Konjunkturzyklus zu erklären.

Knapp zusammengefasst ist das Problem also das folgende. Allgemeine Gesetze des sozialen Lebens anzunehmen, kann auf kurze Sicht gut funktionieren, ist langfristig aber ein fataler Fehler. Historisch variierende Regeln vorauszusetzen, funktioniert auf lange Sicht, ist kurzfristig aber viel ineffektiver als die Annahme allgemeiner Regeln. Wir benötigen deshalb ein sozialtheoretisches System, das die Beobachtung beider Dimensionen erlaubt: einer Form von historischem Determinismus für die langfristige Perspektive einerseits und eines umfassenden regelgeleiteten Determinismus für die Gegenwart oder die kurzfristige Perspektive andererseits. Wir brauchen die Möglichkeit langfristigen Wandels *und* kurzfristiger Stabilität. Um es fachbezogen zu sagen, müssen wir dazu in der Lage sein, über einen Datenbestand Geschichte *und* Sozialwissenschaft schreiben zu können, ohne ihren jeweiligen Prämissen Gewalt anzutun.

Nun ist es offensichtlich, wie man verfahren muss, um ein solches einheitliches System zu entwickeln. Die verhängnisvolle Annahme im Programm der regelgeleiteten Determination ist die, Stabilität sei der Normalzustand, eine Veränderung hingegen ungewöhnlich: Denn dies ist die Annahme, die die Erklärung eines grundsätzlichen Wandels prinzipiell verhindert. Wir müssen deshalb – im Gegenteil – davon ausgehen, dass der Wandel der Normalzustand ist und die Stabilität ungewöhnlich. Damit stehen wir natürlich vor dem Problem, wie wir mit der Tatsache umgehen sollen, dass ein so großer Teil der lokalen, kurzzeitigen sozialen Wirklichkeit stabil zu sein scheint.

Für diese lokale kurzfristige Stabilität gibt es verschiedene Herangehensweisen, manche bemäntelnd, andere radikal. Erstens können wir den Wandel unter der Oberflächenstabilität verstecken. Dies geschieht oft mit langfristigen Entwicklungen, die wir dadurch unsichtbar machen, dass wir ihnen konstante Bezeichnungen geben. »Die Universität« ist so eine konstante Bezeichnung, obwohl sich das, was sie bezeichnet, spätestens seit 1900 fast ununterbrochen verändert hat. Indem wir an dem konstanten Wort festhalten, behandeln wir solche Veränderungen unterm Strich als bloßes Oberflächenphänomen, normalerweise indem wir den grundlegenden Wandel isolieren und die Veränderungen, die wir zugestehen, auf die *Eigenschaften* dieser konstanten *Sache* beschränken. (Zum Beispiel: Die Universitäten »wuchsen« und »ließen neue Gruppen von Studierenden zu«.) In diesem Fall könnten wir den Kunstgriff der Unterstellung einer Kontinuität ausgleichen, indem wir einfach ein Vokabular ersinnen, das sich zusammen mit dem zugrunde liegenden Phänomen wandelt. (»Die Universität«, dann »die moderne Universität«, dann die »Multiversität«, dann »die vielfältige Universität« oder »Pluriversität« ...) Dieser Ansatz entspricht der üblichen Weise, wie wir versuchen, zeitliche Stabilität in sozialen Kausalverhältnissen zu verstehen, indem wir nämlich von Perioden sprechen: also von kleineren Veränderungen mit Stufenfunktion in den Mustern sozialer Kausalität. Der Anstieg des Anteils verheirateter Frauen an der US-amerikanischen Erwerbsbevölkerung ist ein gutes Beispiel; es handelt sich um eine konstante Zunahme, die in der Literatur oft wie eine Reihe periodischer Umbrüche behandelt wird.

Alle derartigen Strategien unterteilen das einzelne Problem der großen unerklärlichen Veränderung in mehrere Probleme kleinerer unerklärlicher Veränderungen. Damit ist das Problem natürlich nicht beseitigt, sondern lediglich auf neue

Weise dem Blick entzogen. Sinnvoller ist es da, einen radikaleren Ansatz zu verfolgen und direkt darüber zu theoretisieren, wie eine Veränderung den Anschein von Stabilität oder von stabilen Entitäten mit variablen Eigenschaften hervorrufen kann. In der Physik sind solche Systeme vertraut. Stehende Wellen, Resonanzen und Interferenzmuster sind allesamt dynamisch konstante Makrostrukturen in Systemen, deren Mikrostrukturen sich in einem regelmäßigen Fluss befinden. Die kinetische Gastheorie ist ein noch einfacheres Beispiel: Beliebige Moleküle, die in einem geschlossenen Raum in ständiger ungeordneter Bewegung sind, produzieren in diesem gesamten Raum einen einheitlichen Druck. All diese Phänomene können Muster und Regelmäßigkeiten hervorbringen, die auf kurze Sicht einen ziemlich stabilen Eindruck erwecken. Vielleicht können wir uns das soziale Leben auch auf diese Weise vorstellen.

Wenn sie den Wandel als natürlichen sozialen Zustand behandelt, erwächst der Sozialtheorie somit eine neue Problematik. An die Stelle der Erklärung gelegentlicher großer Umbrüche tritt die Erklärung einer durchgängigen lokalen Stabilität. Dieser Frage habe ich in den vergangenen zwanzig Jahren meine theoretischen Überlegungen gewidmet; der erste Beitrag in diesem kleinen Band enthält in seinem zweiten Abschnitt eine teilweise Zusammenfassung der Argumente, die daraus hervorgegangen sind. Wie aber bereits angemerkt, bleiben noch einige größere Lücken in meinen theoretischen Argumenten, von denen eine in den beiden hier versammelten Beiträgen angegangen wird. Diese noch ausstehende Analyse betrifft Werte, das Handeln und die Zukunft.

Mit dem Problem der Zukunft lässt sich am leichtesten beginnen. In meiner Erläuterung der Frage, auf die die Prozesstheorie eine Antwort geben möchte, habe ich bislang nur von der Vergangenheit und der Gegenwart gesprochen. Meine an-

fängliche Frage – ob man über die Geschichte der Berufe unter dem Gesichtspunkt der Professionalisierung oder unter dem eines Ökosystems der Berufe nachdenken soll – ist dementsprechend eine Frage nach Vergangenheit und Gegenwart. Die Zukunft habe ich in dieser Darstellung mit keinem Wort erwähnt. Offensichtlich spielt die Zukunft aber eine sehr wichtige Rolle in der Gegenwart. Die Wettbewerbsstrategien der Berufe heute sind eine Funktion ihrer Einschätzung der Zukunft – beispielsweise ihrer Bewertung der immer größeren Rolle von Organisationen und Gütern als Stätten der »Institutionalisierung von Fachkenntnissen«. Auch ein beträchtlicher Anteil des weltweiten Wohlstands besteht zu jedem gegebenen Zeitpunkt in Termingeschäften (»Futures«) und »Optionen«, also ausgepreisten Werten – in der Gegenwart – von möglichen Ereignissen in der Zukunft. Die Antizipation ist somit ein wesentlicher Bestandteil der Gegenwart – nicht nur der heutigen, sondern jeder Gegenwart.

Wie dieses Beispiel impliziert, ist Wert auch ein entscheidender Begriff für das Nachdenken über die Zukunft. Warentermingeschäfte und Aktienoptionen sind Werte. Sie sind Repräsentationen künftigen Werts, die in gegenwärtigem Geld oder potenziellem Geld konkretisiert sind. Menschen denken über ihren eigenen »Vermögenswert« in Begriffen des Werts verschiedener Beträge ihnen möglicher Ressourcen zu verschiedenen möglichen Zeiten in ihren möglichen Zukünften nach. Moderne Menschen sind sich in der Regel Werte aller Art sehr bewusst, wie sie sich auch der Zeithorizonte für diese Werte, der verschiedenen Typen von Werten und ihrer unterschiedlichen Vulnerabilitäten bewusst sind. Und diese variablen Werte haben ihre eigenen Dynamiken und Geschichten, ganz zu schweigen von der wesentlichen Ungewissheit, die mit ihrer Zukünftigkeit verbunden ist. Werte sind auch Gegenstand von groß angelegten Einflusskampagnen, nicht nur in Form

von kommerzieller Werbung, sondern auch durch Politik, Religion, Nationalismus und so weiter.¹

Schließlich sind in all diesen und anderen Bereichen alternative Zukünfte und Werte deshalb wichtig, weil sie einen Handlungsbezug aufweisen. Sie sind handlungsmotivierend; sie sind handlungsleitend; sie gehen aus Handlungen hervor. Doch auch das Handeln spielte in meiner obigen Zusammenfassung der großen Streitfragen zwischen Geschichte und Sozialwissenschaft als Darstellungen des gesellschaftlichen Prozesses im Zeitablauf kaum eine Rolle. Ich sprach von großen gesellschaftlichen Kräften und immanenten Entwicklungsverläufen. Beide implizieren kein Handeln. Nur im Zusammenhang mit der Konkurrenz zwischen Berufen bezog ich mich auf die Idee des Handelns. Mit diesem Stillschweigen übergang ich zudem eine der entscheidenden Komplexitäten der regelgeleiteten Herangehensweise an das menschliche Sozialleben. Alle menschlichen Verhaltensregeln sind endogen in dem Sinne, dass sie genauso wie ihre Konsequenzen Einsätze (*stakes*) im sozialen Prozess sind. Das menschliche Leben ist demnach wie

1 Die Dimension des Werts hat in der akademischen Welt ungewöhnlich an Bedeutung gewonnen. In den Vereinigten Staaten zumindest haben sich die Sozialwissenschaften mit Ausnahme der Wirtschaftswissenschaft im Lauf der letzten vierzig Jahre inhaltlich zu einem beträchtlichen Teil – und in ihren theoretischen Bemühungen überwiegend – ausdrücklich normativ ausgerichtet. Die Konzentration auf Ungleichheit wurde stark genug, um Normen gegen Anachronismen und Ad-hominem-Argumente zu verdrängen, die bis in die 1960er Jahre Allgemeingut an amerikanischen Universitäten waren, Normen, die heute von den meisten jüngeren Gelehrten nicht als Bemühungen um Universalismus, sondern schlicht als Verteidigung eines Status quo zugunsten bestimmter Gruppen interpretiert werden.

ein Computerprogramm, das sich nicht nur selbst ausführen kann, sondern im Zuge seiner Ausführung auch seine Struktur, ja sogar das Wesen seines Compilerprogramms verändern kann – mithin des Systems, das seinem Programmcode Bedeutung zuweist. Solche Systeme lassen sich nicht leicht im Modell nachbilden, und es ist tatsächlich noch nicht einmal klar, dass sie »regelgeleitet« im üblichen Sinn des Wortes sind.

Handeln, Werte und die Zukunft sind somit wesentliche Themen für jede Theorie des Sozialen. Aus einem offensichtlichen Grund wurden sie jedoch in der theoretischen Analyse zu stiefmütterlich behandelt – von mir, aber auch von anderen Aspiranten auf eine Lösung des Methodenstreits. Es ist leichter, innerhalb eines begrenzten Bereichs – desjenigen der Determinierung und Erklärung des Gegenwärtigen – über das Prozessproblem nachzudenken, als eine allgemeine Lösung zu ersinnen, die sich auf alle theoretischen Bereiche und alle Zeiten anwenden lässt. Eine soziale Ontologie zu entwerfen, die gleichzeitig einer Analyse der Vergangenheit und der Gegenwart eine hinreichende Grundlage bietet, ist schwierig genug, auch ohne dass man sich den Kopf über Handeln, Werte und die Zukunft zerbricht. Also stellt man Werte, die Zukunft und intentionales Handeln zurück, um einen revidierten Begriff von Zeitlichkeit für den beschränkteren Fall der einfachen Bestimmung der Gegenwart durch die Vergangenheit auszuarbeiten; man umreißt eine Konzeption des sozialen Prozesses, die eine Erklärung sowohl durch die Geschichtsschreibung als auch durch die Sozialwissenschaft zulässt. Dies habe ich getan.

Am Ende aber drehte sich der Methodenstreit nicht allein um unterschiedliche Erklärungsansätze, obgleich diese von besonderer Bedeutung für die Modifizierung von Windelbands Auffassungen waren. Der Wirtschaftswissenschaft geht es letztlich nicht um Erklärungen, sondern um Wahlhandlungen: um Einschätzungen möglicher künftiger Werte und die

Handlungen, die ökonomische Akteure auf der Grundlage jener Bewertungen der Zukunft in der Gegenwart vornehmen werden. In diesem Sinne interessiert sich die Ökonomik ausschließlich für Werte, Handlungen und die Zukunft. Tatsächlich sind diese drei Dimensionen eigentlich alle nur Aspekte ein und desselben Phänomens – der Wahl der erwünschten Zukunft, ob diese Handlung nun eine ökonomische, politische oder gar religiöse ist. Diese Einsicht ist für mich letztlich die Folgerung der beiden hier versammelten Vorlesungen. Der Methodenstreit hatte nicht wirklich das Allgemeine und das Besondere zum Gegenstand, sondern Vergangenheit und Zukunft. Erklärung und Wahl sind die Janusgesichter ein und desselben Phänomens: unseres Verständnisses der Gegenwart, das in einem Fall in die Vergangenheit zurückblickt und im anderen voraus in die Zukunft.

Das also ist die Schlussfolgerung, die aus meinen beiden Vorträgen zu ziehen ist. Vielleicht nützt eine Zusammenfassung der spezifischen Argumente beider Vorträge, die zeigen, wie es zu dieser Schlussfolgerung kommt und worin ihre unmittelbaren Konsequenzen bestehen. Der erste Vortrag – über Marx und Marshall – beginnt mit einer groben Gegenüberstellung von dem Historizismus und seinen beiden berühmtesten Alternativen im 20. Jahrhundert: der Naturrechtsposition von Leo Strauss und seinen Schülern sowie der »szientistischen« Position, die Karl Popper und, wirkungsvoller noch, Alfred Marshall und die anschließende Tradition der modernen Ökonomik entwickelt haben. Alle drei Positionen charakterisiere ich im Hinblick auf ihre Ontologie, ihren Umgang mit dem Partikularen, ihren Begriff von Kausalität und ihre Vorstellungen von Temporalität. Aus diesem Vergleich leite ich eine Reihe von Desideraten für jeden allgemeinen Ansatz in der Sozialtheorie ab, der die Vorzüge aller drei Positionen bewahrt, ihre Mängel aber so weit wie möglich meidet.

Danach skizziere ich in großen Zügen die Position, die diese Desiderate meines Erachtens erfüllt und die ich Prozessualismus nenne. Wie meine obige Argumentation nahelegt, beginnt dieser Umriss mit einer Betrachtung der Zeitlichkeit, die verschiedene ihrer Aspekte berücksichtigt: erstens die Vorstellung der sozialen Welt als einer Welt von Ereignissen statt von Entitäten und demzufolge die Ersetzung des Begriffs der sozialen Welt durch den Begriff des sozialen Prozesses; zweitens einen Fokus auf die Gegenwart und die Verankerung von Darstellungen der Vergangenheit und der Zukunft in der Gegenwart; und drittens die Ersetzung des Problems der Veränderung durch das Problem der Stabilität. Anschließend erörtere ich die Implikationen dieser Auffassung von Temporalität für die Theorie der Ereignisse: erstens die Verortung gegenwärtiger Ereignisse als Schnittpunkte von Wahrnehmungen, Beschränkungen und Determinierungen sowie den Abschluss von Ereignissen durch die Aussendung neuer Wahrnehmungen und Handlungen in die Zukunft; zweitens die Tatsache, dass unterschiedliche Distanzen zwischen Ereignissen bestehen und dass deshalb nur die Newton'sche Gegenwart momentan ist, während die soziale Gegenwart eine »dichte Gegenwart« ist, die über eine echte Dauer verfügt; drittens die zentrale Bedeutung des Kontextes im sozialen Raum und in der sozialen Zeit; sowie viertens die Wichtigkeit von Mechanismen, die die Kommunikation von Wahrnehmungen und Determinierungen über den gesamten sozialen Prozess modifizieren. Ich komme zum Schluss, indem ich die Idee entwickle, dass Stabilität in Entwicklungslinien von Ereignissen verkörpert ist. Dieses Konzept beschreibt unsere Vorstellungen des Verhältnisses von Individuen und sozialen Strukturen neu; beide werden einfach zu verschiedenen Entwicklungslinien, einem Konstrukt von Ereignissen, die sowohl Individuen als auch soziale Strukturen betreffen und in einer bestimmten Sequenz angeordnet werden.

Diese Neukonzeption destruiert das traditionelle Mikro-Makro-Problem und ersetzt es durch eine neue und allgemeinere Reihe von Verhältnissen zwischen verschiedenen »Ordnungen« von Entwicklungslinien – den Ordnungen von Persönlichkeiten, Körpern und sozialen Entitäten.

Der Beitrag schließt mit dem Argument, dass dieser neue Ansatz es uns erlaubt, das Verhältnis zwischen dem Historizismus, wie er durch Marx verkörpert ist, und der Ökonomik, wie sie durch Marshall verkörpert ist, neu zu denken. Der Historizismus besteht grundsätzlich in dem Versuch, die Gegenwart unter dem Gesichtspunkt ihrer Determiniertheit durch starke Kräfte in der Vergangenheit zu erklären. Die Wirtschaftswissenschaft besteht in dem Versuch, die Gegenwart unter dem Gesichtspunkt ihrer Prägung durch starke Vorwegnahmen der Zukunft zu erklären. Beides sind unterschiedliche Aspekte eines prozessualen Verständnisses der Gegenwart, die sich letztlich gegenseitig nicht ausschließen. Sie widmen sich schlicht unterschiedlichen Weisen, die Gegenwart zu verstehen. Natürlich kann dieses unterschiedliche Verständnis jeden beliebigen Moment als einen gegenwärtigen auffassen, ob es die jetzige Gegenwart ist, die wir mit dem Wort »heute« bezeichnen, oder eine vergangene Gegenwart – als »heute« beispielsweise der 4. März 1888 war – oder aber eine zukünftige Gegenwart, wenn mit »heute« der 4. März 2102 gemeint sein wird. Wir können die Gegenwart einer jeden dieser Zeiten betrachten, indem wir über die Kräfte ihrer relativen Vergangenheit nachdenken, die sie so gemacht haben (oder machen werden), wie sie ist, oder indem wir die Hoffnungen und Befürchtungen für ihre relative Zukunft erwägen, die sie so gemacht haben (oder machen werden), wie sie ist. In beiden Fällen vollzieht sich dieses »Machen« in der Gegenwart – simultan also in gewisser Hinsicht.

Wie diese Zusammenfassung zeigt, verortet meine Analyse in diesem ersten Beitrag das Handeln voll und ganz an

seinem Platz im sozialen Prozess. Handeln ist etwas, das in der Gegenwart geschieht, beruhend auf Verständnissen von Determination, die in der Vergangenheit feingeschliffen wurden, vor allem aber darauf zielt, mit einem Blick auf künftige Werte bestimmte Dinge in der Gegenwart herbeizuführen. Und obwohl der Beitrag diese Argumentation nicht entfaltet, fasst meine Analyse auch unser Verständnis der wissenschaftlichen Erklärung der Vergangenheit neu, denn eine solche Erklärung erweist sich unweigerlich als eine Form von Handeln in der Gegenwart (da dort und nirgendwo sonst wissenschaftliche Erklärungen vorgenommen werden). Diese Neufassung wirft folglich die theoretische Frage auf, wie wir die Politisierung des Wissens verstehen sollen, da eine ihrer Konsequenzen lautet, dass ein rein objektives Wissen über die Vergangenheit unmöglich ist oder, vielleicht genauer formuliert, dass ein solches rein objektives Wissen über die Vergangenheit bedeutungslos ist. Zu ihrer eigenen Zeit wurden vergangene Gegenwarten von Werten des damaligen Moments geprägt, und es ist nicht klar, dass diese Werte »verstanden« sind, wenn man sie einfach umcodiert in »zur damaligen Zeit wollten Personen vom Typ A gerne P, während Personen vom Typ B lieber Q wollten«.

Am Ende meines ersten Beitrags steht somit die Idee, dass der Historizismus den sozialen Prozess bis in die Gegenwart bringt und die Ökonomik über den sozialen Prozess nachdenkt, indem sie von der Gegenwart in die Zukunft blickt. Und »Ökonomik« steht hier als Beispiel für jede wesentliche Grundlage einer zukunftsorientierten Wahl, sei sie politischer, religiöser oder persönlicher Natur. Wir sollten mithin das Wort »Ökonomik« durch das Wort »Wahl« ersetzen und sagen, dass der Historizismus den sozialen Prozess bis in die Gegenwart bringt, während die jeweilige Lehre von der Wahl, eine ihn von der Gegenwart in die Zukunft verlängert. Die beiden grenzen unmittelbar in der Gegenwart aneinander, ob in der Gegenwart

von heute oder in der der Vergangenheit oder in einer künftigen Gegenwart.²

So viel wird im ersten Vortrag erreicht. Der zweite untersucht den Komplex dieses »Unmittelbar-in-der-Gegenwart-Aneinandergrenzens« gründlicher. Anders gesagt, untersucht er die »Gleichzeitigkeit« von Determination und Wahl in der Gegenwart. Ich nutze die beiden Berufs-Vorträge Max Webers, um dieses Verhältnis von Determination und Wahlhandlung in der Gegenwart zu analysieren. Wie im ersten Vortrag beginne ich mit einem Überblick über klassisches Material und wende mich dann der Theorie des Prozessualismus zu. In diesem Fall besteht das klassische Material jedoch aus zwei bestimmten Texten statt aus drei allgemeinen Traditionen. Obwohl aber beide Texte von Weber stammen, zehren sie von den zwei unterschiedlichen Traditionen, die ich in der ersten Vorlesung identifiziert habe: der Historizismus auf der einen Seite und die Lehre von der Wahl auf der anderen. Webers zwei Vorträge dienen somit als Idealbeispiele.

Mein zweiter Beitrag beginnt unmittelbar dort, wo der erste geendet hat. Ich wende den prozessualen Rahmen auf Webers berühmte Vorträge *Wissenschaft als Beruf* und *Politik als Beruf* an und verorte sie beide in ihren zeitlichen und sozial-räumlichen Kontexten. Ich zeige dadurch, dass die Vorträge auf ziemlich besondere Weise »lokal« sind, und hebe sie aus den längeren Erzählungen heraus, in die sie üblicherweise einge-

2 Man beachte hier eine wichtige Konsequenz, die explizit anti-historizistisch ist. Die Geschichte besteht nicht aus langen Perioden, die in einem Bogen bis zur Gegenwart von heute hinführen, wie das 19. Jahrhundert annahm. Sie besteht aus einer endlosen Folge von Gegenwarten, die miteinander durch eine Determiniertheit verbunden sind, die neben den Wahlhandlungen in die Zukunft fließt.

bettet werden, Erzählungen, die beide Vorträge als emblematisch für irgendeinen »größeren« narrativen Prozess behandeln. Durch diese Analyse zeige ich die »gegenwartsbezogene« Qualität der Vorträge auf und rekonstruiere sie als sukzessive Momente eines Gleichgewichts zwischen Vergangenheit und Zukunft statt als Perlen auf einer narrativen Schnur. Meine Argumentation wendet sich anschließend der »Entwicklungslinie« der Vorträge selbst zu: der Vorgeschichte von Webers Gedanken zu diesen Themen sowie der Nachgeschichte, die diese Texte in ihren gegenwärtigen Fassungen situiert. Tatsächlich lässt sich – aus der Stärke der Texte selbst heraus – zeigen, dass Weber selbst in beiden seiner Vorträge ein starker Historizist ist. Er führt die graduelle Entwicklung allgemeiner Tendenzen und die teleologische Verwirklichung historischer Unausweichlichkeiten an, obwohl er in beiden Fällen um erhebliche Anhaltspunkte weiß, die gegen seine Schlussfolgerungen sprechen.

Ergänzt werden diese Gemeinsamkeiten zwischen Webers Vorträgen jedoch durch einen auffälligen Unterschied. Wie allgemein bekannt, verkündet *Wissenschaft als Beruf* eine fortschreitende und unaufhaltsame Entzauberung, verbunden mit der abschreckenden Behauptung, dass alle Werte arbiträr sind und dass sogar das Wissen selbst nur aus arbiträren Gründen gepriesen werden kann. *Politik als Beruf* hingegen bekennt sich zur Möglichkeit und sogar zentralen Stellung von Werten und preist ethische Politiker eines Typs, von dem Weber sehr wohl wusste, dass er sich in der europäischen Politik seit mindestens einem halben Jahrhundert im Großen und Ganzen als untauglich erwiesen hatte. Der Weber des Wissenschaft-Vortrags beginnt demnach mit einer Romantisierung der Objektivität, endet aber mit ihrer Verteidigung, obwohl er um ihre Unbegründetheit weiß. Der Weber des Politik-Vortrags beginnt mit einer nüchternen und objektiven Analyse der Politik, endet aber

damit, dass er zu einem starken wertorientierten politischen Engagement auffordert.

Dieser überraschende Kontrast führt direkt in den zweiten Abschnitt meiner Ausführungen, der im Anschluss an das Argument meines ersten Beitrags dafür plädiert, Webers Berufs-Vorträge am besten so zu verstehen, dass sie sich dieselben Gegenstände vornehmen, nur in unterschiedlicher zeitlicher Perspektive. Sie handeln nicht vorwiegend von Wissenschaft und Politik oder von Objektivität und Werten, sondern von Vergangenheit und Zukunft. Meine anfängliche Analyse der Kontexte beider Vorträge erweist sich somit als Ausfluss der »dichten« Qualität der Gegenwart des Vortragenden Weber. Dass Weber vieles von dem nicht weiß, was sich bis zu dem Newton'schen Moment zugetragen hat, in dem er seine Vorträge hält, macht es nur zu leicht, seine Botschaft falsch zu deuten, weil wir selbst so viele dieser Dinge wissen. Aus diesem Beispiel folgt auch der allgemeinere Schluss, dass jeder beliebige Newton'sche Moment im gesamten gesellschaftlichen Prozess voller sozialer Effekte und Wahrnehmungen ist, die erst noch an jenen Orten des gesellschaftlichen Prozesses »eintreffen« müssen, welche spätere narrative Historiker als die »endgültigen Empfänger« solcher Effekte und Wahrnehmungen verstehen werden. Jede Newton'sche Gegenwart ist voller »aufgestauter Veränderung«. Dies wiederum bedeutet, dass eine historizistische Erklärung als vollständige Darstellung des gesellschaftlichen Prozesses scheitern *muss*, weil sie stets versucht, eine Gegenwart als einen *terminus ad quem*, als ein Endergebnis zu erklären. Doch der Begriff der dichten sozialen Gegenwart impliziert, dass es niemals einen *terminus ad quem* gibt. Selbst ein Newton'scher Moment fängt eine Gegenwart, die voller im Fluss befindlicher Veränderungen ist, als noch unvollständige ein. Und wenn ein Historizist auch nur seine eigene Gegenwart zu erklären versucht, wird sich diese Gegen-

wart verändert haben, bis er ans Ende seiner Analyse gelangt, wie das Werk von Marx so deutlich zeigt.

Im weiteren Verlauf mache ich geltend, dass dasselbe – in umgekehrter zeitlicher Richtung – auch für das Phänomen der Wahl gilt. Für gewöhnlich denken wir Wahlhandlungen von der Gegenwart aus: »Sunk costs are sunk«, wie Ökonomen zu sagen pflegen, versunkene oder irreversible Kosten gehören der Vergangenheit an. Doch lässt sich eine vernünftige Wahl beim besten Willen nicht auf einen einzigen Newton'schen Moment stützen. Nur wenn man die dichte soziale Gegenwart berücksichtigt, kann man die Richtungen und Geschwindigkeiten des permanenten Wandels einschätzen, die notwendige Voraussetzungen für vernünftige Entscheidungen über die Zukunft sind. Man muss die Tendenzen der Werteentwicklungen und die Strategien anderer Akteure kennen. Diese lassen sich nur erkennen, indem man mindestens zwei Punkte in der Newton'schen Zeit beobachtet – eine dichte Gegenwart. Und in dieser dichten Gegenwart finden sich nicht nur aufgestaute Determinierungen, sondern auch aufgestaute Werteänderungen. Es finden sogar laufende Veränderungen in den Entwicklungslinien statt, aus denen die Akteurinnen und Akteure der Gegenwart hervorgehen, und auch diese Linien gilt es zu beobachten, denn sie eröffnen die Möglichkeit, genau die Akteurinnen und Akteure, mit denen man beschäftigt ist, neu zu gestalten.

Meine Ausführungen laufen somit auf einen tieferen Begriff der dichten Gegenwart hinaus, die auf der einen Seite der Gegenstand historischer Erklärungen ist und auf der anderen die Grundlage der Wahlentscheidung. Statt lediglich in einem Newton'schen Augenblick benachbart zu sein, überschneiden sich Erklärung und Wahl in der Gegenwart. Sie sind wirklich simultan und miteinander verwoben. Dies bedeutet, dass es – rein zeitlich gesehen – kein praktisches Mittel gibt, um

zwischen ihnen zu unterscheiden. Aus Gründen, die nichts mit der üblichen Erklärung für diese mangelnde Unterscheidbarkeit zu tun haben (dass nämlich eine Politisierung zum Verlust der Objektivität führe), ist es nicht möglich, Erklärung und Wahl in der Gegenwart vollständig voneinander zu trennen. Wie der Umstand, dass sich sowohl Determinierungen als auch Werteveränderungen in der dichten Gegenwart »aufgestaut« haben, impliziert, besteht nicht einmal die *logische* Möglichkeit ihrer Trennung. Dies wiederum bedeutet, dass wir unmittelbar über die möglichen Relationen von Erklärung und Wahlhandlung in der Gegenwart theoretisieren müssen. Die strikte Trennung von Tatsachen und Werten, die im westlichen sozialwissenschaftlichen Denken seit Kant vorgenommen wird, kann uns nicht mehr als probates Ideal dienen, wie es noch für Weber der Fall ist.

Diese Lage stellt uns vor eine gewaltige theoretische Herausforderung, eine Herausforderung, die gleichermaßen Chance wie Verpflichtung ist. Sie ist eine Chance, weil unsere intellektuelle Tradition die möglichen Beziehungen, die sich zwischen Tatsachen und Werten vorstellen lassen, bereits bis ins Einzelne erforscht hat. Die prozessuale Perspektive verschafft uns eine neue Herangehensweise an dieses Verhältnis, die recht allgemeiner Natur und deshalb ausgesprochen ausbaufähig und entwicklungsfähig ist, eine Möglichkeit, die unter traditionellen Annahmen nicht gegeben ist.

Doch stellt uns diese Situation auch vor eine Verpflichtung – und eine beängstigende noch dazu –, insofern uns die prozessuale Perspektive auf wirklich gefährliches normatives Terrain führt. Dies liegt nicht nur daran, dass der Gedanke »Alles ist im Fluss« die Möglichkeit impliziert, in Ehren gehaltene Werte und Institutionen wie Demokratie, Gemeinschaft, Individualität, Recht und so weiter seien nicht einfach nur ein »Fortschritt«, der, einmal erreicht, unweigerlich in Kraft bleibt.

Es liegt auch daran, dass der prozessuale Standpunkt die empirische Basis der Wertehierarchien infrage stellt, auf der die meisten westlichen Wertesysteme aufbauen: die Vorstellung, dass es »abstraktere« oder »universellere« oder »humanere« Werte gibt, die uns als übergeordnete Werte dienen können, auf deren Grundlage wir andere Werte ebenso zu beurteilen vermögen wie die kontinuierlichen Veränderungen der Welt. Beides sind zentrale Annahmen für die Wertesysteme, wie wir sie im Westen in den letzten paar Jahrhunderten erlebt und gemacht haben. Und als Historizisten, die wir sind, neigen wir zu der Annahme, die gesamte bisherige Geschichte habe zu dem Zweck stattgefunden, zu uns, zu unserem Moment, unseren Konzeptionen des Wahren, des Gerechten und des Schönen hinzuführen.

Die prozessuale Argumentation impliziert jedoch, dass dem nicht so ist. Eine wirklich prozessualistische normative Position muss zwangsläufig auf ein Regelwerk zum Leben in der Gegenwart beschränkt bleiben, zugleich aber in irgendeiner Form normative Werte optimieren, die eine viel längere Lebensdauer haben als die Gegenwart. Sie muss das ganze menschliche Projekt, vielleicht sogar das ganze Projekt der biologischen Welt anerkennen. In dieser großen Unternehmung ist unser Leben und das unserer Institutionen einfach nur ein kleiner Moment. Doch müssen wir nicht nur im gegenwärtigen Moment handeln, um diese große Unternehmung zu fördern, sondern auch um zu verhindern, dass sie in der Zukunft wieder jene entsetzlichen Zustände eintreten lässt, die sie in der Vergangenheit so oft hat eintreten lassen. Und das müssen wir angesichts eines gesellschaftlichen Prozesses tun, der seine Vergangenheit vergisst und seine Zukunft oft komplett ignoriert, weil ihm seine eigene momentane Bequemlichkeit über alles geht, und der »bleibende Werte« wie Individualismus, Gerechtigkeit, Erlösung und so weiter automatisch und andauernd

auslöscht oder umdefiniert. Wir brauchen also eine Regel für lokales Verhalten in einer lokalen Gegenwart, die zu einem gewissen langfristigen translokalen Wert beiträgt, ohne dabei irgendeine bestimmte Gegenwart zu zerstören oder zu unterdrücken – und die dies ohne das geringste verbindliche und effektive Gedächtnissystem leistet, das über individuelle Menschenleben hinausginge.

Wer sich mit der Theorie stochastischer Prozesse auskennt, wird eine Vorstellung davon haben, wie ungemein schwierig diese Herausforderung ist. Um ein offensichtliches Beispiel für ein solches »lokales System mit langfristigen Auswirkungen« anzuführen: Die Summe der Werte einer zweiwertigen $(1, -1)$ zufälligen Schrittfolge divergiert gegen unendlich, obwohl sich ihr Durchschnitt dem Grenzwert des perfekten Gleichgewichts nähert – null. Niemand indes erlebt diesen Durchschnitt, und am Ende des Prozesses zählen die aufaddierten Werte, nicht der Grenzwert des Durchschnitts. Um auf den gegenwärtigen Fall zurückzukommen, so wird das Ende des menschlichen Prozesses – so hofft man – erst eintreten, nachdem wir und unsere Vorstellungen von der Menschheit schon längst vergessen sind. Aber auf so lange Sicht divergiert die tatsächliche Summe eines zufälligen zweiwertigen Prozesses, wie gesagt, gegen »unendlich«, was auch immer das dann heißen mag. Das ist eine zutiefst verstörende Schlussfolgerung. Aus diesem Grund ist es auch ein gefährliches Unterfangen, die Zerbrechlichkeit der speziellen »Gedächtnisinstitutionen«, die unsere gegenwärtigen allgemeinen Regeln für menschliche Prozesse bewahren – der Institutionen des Vertrauens, der Gerechtigkeit, der Liebe, des Rechts und der Gemeinschaft, auf die wir alle bauen –, offen anzuerkennen, auch wenn wir festgestellt haben, dass ihre absolute Stabilität etwas Schimärisches hat. Vielleicht ist eine stabile Schimäre besser für uns als eine offen anerkannte Divergenz. Dennoch ist es am besten, sich

über dieses Problem unverzüglich die Köpfe zu zerbrechen. Die Bösen – wer immer sie sein mögen – sind bestimmt schon dabei.

Bleiben mir noch einige Worte des Dankes abzustatten. Die beiden hier gedruckten Vorlesungen wurden 2018 in Deutschland gehalten, die erste am 4. Juni an der Humboldt-Universität zu Berlin im Rahmen einer Kolloquiumsreihe zu Ehren von Marx' zweihundertstem Geburtstag und zum fünfundsingzigjährigen Jubiläum des Instituts für Sozialwissenschaften. Ich danke Anette Fasang für die originelle Einladung, an der Humboldt-Universität zu sprechen, aber auch ihren Kolleginnen und Kollegen sowie den Studierenden für meinen anregenden Aufenthalt dort. Die zweite Vorlesung fand am 25. September 2018 an der Universität Göttingen als Plenarvortrag auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie statt. Ich möchte dessen Organisatorinnen und den anwesenden Kolleginnen für ihre freundliche Einladung, ihre Offenheit bei der Themenwahl und die lohnenden Reaktionen auf meine Ausführungen danken.

Es war also der freundliche Empfang durch Kollegen, der mir die Gelegenheit verschaffte, die hier behandelten Themen zu untersuchen und im Rahmen beider Vorlesungen eine zusammenhängende Argumentation auszuarbeiten. Diese Argumentation wird in ihrer gemeinsamen Veröffentlichung sichtbar gemacht. Und so darf ich auch Wolfgang Knöbl und seinem Team am Hamburger Institut für Sozialforschung meinen Dank sagen. Die vorliegende Publikation ist eine unerwartete Gunst, für die ich dankbar bin.

Ich habe den mündlichen Vortragston dieser Vorträge beibehalten. Sie gehen von einem zuhörenden Publikum aus und wahren die Rhetorik, die unverblühten Sprachfiguren und die relativ zugespitzten Argumente, die für die mündliche Dar-

stellung charakteristisch sind. Ich habe auch den wissenschaftlichen Apparat auf ein Minimum beschränkt – dies sind theoretische Argumente, keine Textanalysen. Ich hoffe, Leserinnen und Leser finden sie interessant.

Chicago, im Januar 2019

Inhalt

I	Einleitung	7
II	Zwischen Marx und Marshall: Prozessualismus als Theorie der Gegenwart	33
	1. Zur Einführung	35
	2. Die Stärken und Schwächen bestehender Theorien der Temporalität	37
	A. Historizismus	37
	B. Naturrecht	43
	C. Ökonomik	46
	3. Die prozessualistische Alternative	56
	A. Temporalität	56
	B. Die Natur und Lokalisierung von Ereignissen	58
	C. Ordnungen und Entwicklungslinien	64
	4. Fazit	69
III	Zwischen Wissen und Politik: Überlegungen zu Webers <i>Berufen</i> aus Anlass ihres hundertsten Geburtstags	73
	1. Zur Einführung	75
	2. Webers zwei Vorträge	77
	3. Der soziale Prozess	93
	4. Fazit	108

Zum Autor

Andrew Abbott ist Gustavus F. and Ann M. Swift Distinguished Service Professor im Department of Sociology an der University of Chicago sowie ehemaliger Herausgeber des *American Journal of Sociology*.

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.hamburger-edition.de

© 2019 by Hamburger Edition

Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras
Satz aus DTL Documenta ST durch Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86854-334-6
1. Auflage September 2019